

Christian Feldmann
Hildegard von Bingen

Das Buch

Sie nannte den Erzbischof von Köln einen »räuberischen Habicht«, predigte auf Marktplätzen vor begeisterten Volksmassen wie sonst nur die Ketzer und lehnte sich noch als Achtzigjährige gegen die kirchliche Hierarchie auf: Sie war alles andere als eine sentimentale, schwärmerisch-überspannte weltfremde Kräutersammlerin. Unerhört war vieles von dem, was Hildegard von Bingen tat und schrieb – im 12. Jahrhundert. Sie korrespondierte mit Päpsten, Fürsten und Bischöfen, mit dem englischen Königspaar und mit ratlosen Ehefrauen. Hildegard übte ein halbes Dutzend Berufe auf einmal aus, sie war Dichterin, Naturwissenschaftlerin, Apothekerin; sie leitete zwei Abteien gleichzeitig und führte einen der umfangreichsten Briefwechsel des Mittelalters. Sie gilt als erste deutsche Naturforscherin und schreibende Ärztin, ihre Ansichten werden heute wiederentdeckt. Jahrhundertelang wurde sie als Heilige verehrt – und 2012 endlich kanonisiert und zur »Kirchenlehrerin« erhoben. Christian Feldmanns solide recherchierte, spannend geschriebene Biografie dieser außergewöhnlichen Frau wagt sich in das entfernte 12. Jahrhundert, ohne die Nähe zu verlieren zur Gegenwart. Ihr abenteuerliches Leben trägt moderne Züge, ihre lebensfrohe Schöpfungstheologie entspricht der Sehnsucht nach Ganzheit in unserer Zeit. Sie verbindet die Treue zur Erde mit der Liebe zum Himmel. Eine spannende Begegnung mit einer der faszinierendsten Gestalten der Geschichte.

Der Autor

Christian Feldmann, geb. 1950, lebt als freier Schriftsteller in Regensburg. Autor erfolgreicher Biografien großer Persönlichkeiten der Geschichte und Zeitgeschichte. Seine Werke sind in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Christian Feldmann

Hildegard von Bingen

Nonne und Genie

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6539



Überarbeitete Neuauflage 2012

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 1995/2012

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlagkonzeption: Agentur RME Roland Eschlbeck

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © Karlheinz Oswald

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06539-2

Inhalt

I	Einführung	
	Eine Achtzigjährige verweigert den Gehorsam	7
I	Das 12. Jahrhundert: Kulturrevolution im Mittelalter	
2	Elendszüge und Geschäftsgeist	13
3	Sehnsucht nach dem Bruder Jesus	18
II	Prophetin Hildegard oder die Rettung des Mysteriums	
4	Der Papst interessiert sich für eine kleine Nonne .	27
5	Eingemauert mit acht Jahren	30
6	Ein Weltpanorama in Bildern: »Scivias«	38
7	Die Tiefendimension der Wirklichkeit	45
8	Das schlechte Latein des Heiligen Geistes	57
III	Macht und Ohnmacht einer Äbtissin	
9	Abnabelung von den guten Mönchen	63
10	Auf der Suche nach dem Menschen Hildegard	74
11	Allergisch gegen Komplimente und verrückte Askese	80
IV	Ärztin und Apothekerin mit Charisma	
12	Verblüffende Behandlungserfolge	96
13	Die erste Naturkunde Deutschlands: »Physica« ..	99
14	Schutzpatronin der Naturheilkunde?	109
15	Was uns die mittelalterliche Medizin voraushat ...	113
16	Gesundheit als tägliche Aufgabe: »Causae et curae«	120

V	Der Erde treu und voll Sehnsucht nach dem Himmel	
17	Verliebt in die Schöpfung	134
18	Das Wunder Sexualität	140
19	Briefe und Pilger aus ganz Europa	146
VI	Gottes große Liebe: ein Klumpen Erdenlehm	
20	Banales Stück auf kosmischer Bühne: »Buch der Lebensverdienste«	154
21	Der Mensch im Weltenrad: »Buch der Gotteswerke«	162
22	Die Zärtlichkeit eines verwundeten Gottes	168
23	Altmodische Individualistin mit eigenem Kopf	177
24	Der Teufel kann nicht singen: Komponistin Hildegard	185
25	Mysterienspiel zwischen Himmel und Hölle: »Ordo virtutum«	195
VII	Starke Frau in der Männerkirche	
26	Die Predigtreisen: Standpauken für den Klerus ...	199
27	Zwischen Zivilcourage und Anpassung	207
28	Die Männergesellschaft in der Krise: Aschenputtel wird zur Göttin	215
29	Konservative Reformerin: Je älter, desto besser ...	221
VIII	Kirchenlehrerin Hildegard	
30	Letzte Kämpfe und ein ganz normaler Tod	228
31	Eine Symbolfigur wird neu entdeckt	232
	Zeittafel	239
	Quellen und Literaturhinweise	241
	Anmerkungen	249

1 Einführung

Eine Achtzigjährige verweigert den Gehorsam

Im Jahre 1178 machte sich eine greise, nicht mehr besonders rüstige Benediktinerin auf dem Friedhof der Abtei Rupertsberg am Rhein zu schaffen: Mit ihrem Äbtissinnenstab ebnete sie ein frisches Grab ein und verwischte seine Konturen so sorgfältig, dass die Lage der Grabstätte nicht mehr zu erkennen war. Dann ging sie mit mühsamen Schritten zurück in ihr Kloster und unterwarf sich den Strafmaßnahmen der bischöflichen Behörde.

Denn die merkwürdige Aktion auf dem Klosterfriedhof war ein trotziger Affront gegen die kirchliche Obrigkeit gewesen, Gehorsamsverweigerung, ganz klar. Was war geschehen? Ein junger Adeliger, der ein schlimmes Verbrechen begangen hatte, war im Kirchenbann gestorben und – da er vor seinem Tod bereut hatte und von einem Priester losgesprochen worden war – auf seinen ausdrücklichen Wunsch dort im Klosterfriedhof bestattet worden. Die Mainzer bischöfliche Behörde stellte sich auf den Standpunkt, der junge Mann sei nicht öffentlich, sondern bloß im intimen Rahmen der Beichte vom Bann losgesprochen worden, deshalb sei ihm das kirchliche Begräbnis zu verweigern. Das Kloster Rupertsberg wurde aufgefordert, die Leiche unverzüglich zu exhumieren und in ungeweihter Erde zu verscharren, andernfalls werde es mit dem Interdikt bestraft: Verbot von Gottesdienst, Kommunion und Psalmengesang.

Die Äbtissin Hildegard schätzte die Reue des jungen Mannes und sein mit Gott versöhntes Sterben höher ein als das juristische Urteil der Mainzer Prälaten. Sie folgte ihrem Gewissen, machte die Exhumierung unmöglich und musste tatsächlich mit ihrem ganzen Kloster auf den Gottesdienst

verzichten. Erst mit einem erschütternden Appell an den in Rom weilenden Erzbischof erreichte sie Monate später endlich die Aufhebung des Banns.¹

Ein unerhörtes Verhalten für eine achtzigjährige Klostervorsteherin im 12. Jahrhundert! Unerhört war allerdings so ziemlich alles, was Hildegard tat und schrieb. Sie korrespondierte mit Päpsten, Fürsten und Bischöfen, mit dem englischen Königspaar und ratlosen Ehefrauen. Als sich Kaiser Friedrich Barbarossa mit Rom überworfen hatte, redete sie ihm mit geharnischten Briefen ins Gewissen: »Gib acht, dass der höchste König dich nicht zu Boden streckt wegen der Blindheit deiner Augen, die nicht richtig sehen, wie du das Zepter zum rechten Regieren in deiner Hand halten musst.«²

Sie predigte auf Marktplätzen vor begeisterten Volksmassen – ein gefährliches Unterfangen, weil das damals vor allem die Ketzer taten. Sie legte leidenschaftlichen Protest ein gegen klerikalen Machthunger und die Liebe mancher Kirchenführer zum Geld. Sie tadelte die »schlafenden Prälaten«³, warf dem Bischof von Speyer – unbeeindruckt von dessen großzügiger Sympathie für die Klöster – seine »feiste Natur«⁴ vor, nannte den Erzbischof von Köln einen »räuberischen Habicht«⁵ und attackierte seine Priester öffentlich so: »Ihr seid Nacht, die Finsternis aushaucht, und wie ein Volk, das nicht arbeitet und aus Trägheit nicht im Lichte wandelt (...), kein Halt für die Kirche (...). Und wegen eures ekelhaften Reichtums und Geizes sowie anderer Eitelkeiten unterweist ihr eure Untergebenen nicht (...).«⁶

Unerhört sind nicht zuletzt die Strapazen, die sie mit diesen Predigtreisen zu Schiff und zu Pferd noch im Alter auf sich nahm, bei einer zeitlebens angeschlagenen Gesundheit. Unerhört ihr couragiertes Auftreten gegenüber den Benediktinermönchen, die ihr neu gegründetes Kloster zu bevormun-

den suchten: Statt irgendeinen gut meinenden Bischof kleinlaut um Hilfe zu bitten, tauchte sie plötzlich unter den Mönchen auf, stellte sie in gerechtem Zorn zur Rede und kehrte nicht eher in ihr Kloster zurück, als dessen Unabhängigkeit schriftlich garantiert war. Dieses Buch mit der abenteuerlichen Lebensgeschichte einer faszinierenden Frau kämpft gegen ein Klischee, das bis heute wohl viele daran gehindert hat, sich mit Hildegard von Bingen näher zu befassen: die Vorstellung von einer sentimentalen Ordensfrau, so schwärmerisch-überspannt, wie man sich Mystikerinnen eben denkt; das Bild einer exotischen Visionärin, die in ihrem Klostergärtlein zufällig ein paar passable Heilkräuter gezogen hat und deren Küchenrezepte für eine modische alternative Kochkunst gewisse Reize bergen mögen.

Gründlicher kann man diese wuchtige Persönlichkeit nicht verzeichnen, dieses Energiebündel voll Elan und Feuer, selbstbewusst, emanzipiert und selbstkritisch zugleich, hellwach und unbedingt glaubwürdig in einer seltsamen Mischung von nüchterner Vernunft und unbändiger Leidenschaft! Hildegard von Bingen übte ein halbes Dutzend Berufe auf einmal aus, sie war Dichterin, Theologin, Naturwissenschaftlerin, Apothekerin; sie leitete zwei Abteien gleichzeitig und führte einen der umfangreichsten Briefwechsel des Mittelalters. Sie gilt als erste deutsche Naturforscherin und schreibende Ärztin.

Ihre Visionen sind kosmische Bilder von gewaltiger poetischer Kraft, plastisch und farbig. Für ihre Mitschwesterinnen textete und komponierte sie eigenwillige Lieder und Singspiele. Pfalzgrafen, Gelehrte, Bischöfe und Bauern pilgerten an den Rhein, um Hildegards Rat einzuholen. Deutsche, flämische, burgundische Klöster hungerten nach Abschriften ihrer Werke wie heute nach dem neuesten theologischen Bestseller. Ihr Plädoyer für eine ganzheitliche Medizin und ihre pro-

funden Kenntnisse in der Naturheilkunde werden in unserer Zeit neu geschätzt und auch praktisch angewendet.

Gewiss, wer Hildegard entdecken will, muss den Sprung in eine ganz fremde Welt wagen, in ein sperriges, wirres Jahrhundert. Franziskus und Thomas von Aquin sind noch nicht geboren, die Gotik kündigt sich eben erst an. In Hildegards Naturkunde und Medizin stoßen wir auf die abstrusen Gedankengänge ihrer Zeit, und ihre merkwürdige Bildersprache wirkt sogar innerhalb der damaligen Literatur wie ein Fremdkörper. Und doch kennt diese mittelalterliche Nonne schon unsere Sehnsüchte. Teilhard de Chardins aufregenden Versuch, die Liebe zum Himmel mit der Treue zur Erde zu versöhnen, nimmt sie vorweg.

»Pflege das Leben bis zum Äußersten!«⁷, hat sie einmal geschrieben. Maßvoll, diszipliniert, aber weit entfernt von zerstörerischen Formen der Askese, lädt sie die Menschen ein, mit sich selbst, miteinander und mit der Natur liebevoll umzugehen. »Mit herzlicher Liebe schloss der Mensch alle Welt in seine Arme«⁸, so malt es eine ihrer Schöpfungsvisionen aus. Kosmos und Mensch sind aufeinander angewiesen, in der Natur gehört alles zusammen, Firmament und Wurm: »Alles nämlich, was in der Ordnung Gottes steht, antwortet einander.«

Konkret: Menschlicher Größenwahn stört das ökologische Gleichgewicht. Für Hildegard gibt es nichts Unreines in der Schöpfung. Die Geschlechtsorgane des Menschen sieht sie genauso mit Vernunft begabt wie das Gehirn. Vom schlechten Gewissen vieler männlicher Kirchenlehrer ist bei ihr nichts zu spüren, wenn sie die »Kraft der Ewigkeit«⁹ im Zeugungsakt am Werk sieht (nicht etwa den lüsternen Satan) und in der sexuellen Anziehung zwischen Mann und Frau sogar ein Abbild des innergöttlichen Lebens in der Dreifaltigkeit zu erblicken vermag.

Der gewaltige, weltbeherrschende Gott ihrer Visionen, der mit seiner Stimme den Erdkreis bewegt und die ganze Schöpfung zum Schwingen bringt, ist kein unbarmherziger Richter, der den Menschen ihre Verfehlungen vorrechnet. Im Zentrum ihrer kosmischen, stellenweise unglaublich modernen Theologie steht die leidenschaftliche Liebe des Schöpfers zu seiner Kreatur. Hildegard: »Als Gott dem Menschen ins Angesicht schaute, gefiel er Ihm sehr gut.«¹⁰

Den ausgeprägten Teufelsängsten ihres Jahrhunderts stellt sie die frohe Botschaft von einem unbedingt guten Gott entgegen, der die Menschen retten will und in ihnen tätig bleibt, um seine Schöpfung zu vollenden: »Deshalb wohnen wir auch in Ihm. Denn wir sind Sein Werk«¹¹, schreibt sie, und: Er »trug den Menschen auf Seiner Schulter zum Himmel«.¹²

So spricht kein hartherziger Rachegott: »Mein Mund gab Meinem eigens berufenen Werke den Kuss, jenem Gebilde, das Ich aus dem Erdenlehm machte. In einzigartiger Weise habe Ich dieses Werk liebend umarmt. Und so habe Ich es durch den feurigen Geist verwandelt zu einem Leibe. Und ihm gab Ich alle Welt zu Diensten. Nachdem Ich zur Ruhe gekommen war und wahrgenommen hatte, wie durch den Rat der Schlange der Mensch betrogen ward, trat Ich voller Leidenschaft auf. Im Schoß der Jungfrau kam Ich, diesen entflammend, zur Ruhe.«¹³

Hildegards Theologie, die sich oft wie ein Liebesbrief liest, hat mit Teilhard de Chardins kosmischen Christusvisionen mehr gemeinsam als die kraftvoll-poetische Sprache. Auch bei Hildegard heiligt und verwandelt das menschengewordene Wort die Welt permanent durch jene, die an Christus glauben. »Wenn die Welt ihren Lauf vollendet, dann werden auch die Erwählten Christi als seine Glieder vollendet sein«¹⁴ – das könnte wörtlich auch bei Teilhard stehen. Liebe zur Schöpfung und zu Gott, der sie nicht fallen lässt

und seinen Menschen bedingungslos treu bleibt, das lässt sich von dieser genialen Frau des Mittelalters ebenso lernen wie ein neues Bewusstsein von der Einheit aller Kreatur.

Und vielleicht auch ein Stück realistischer Bescheidenheit dem Schöpfer gegenüber. Denn die große heilige Hildegard, die mit einem »feurigen Licht vom Himmel«¹⁵ alltäglichen Umgang hatte und von aller Welt um Rat angegangen wurde wie ein Orakel, diese bewunderte und umschmeichelte Hildegard nannte sich selbst in ihrer musikalischen Sprache Gottes »schwachen Posaunenton«¹⁶ und ein von ihm gehaltenes Federchen:

»Dem König aber gefiel es, eine kleine Feder zu berühren, dass sie in Wundern emporfliege. Und ein starker Wind trug sie, damit sie nicht sinke.«¹⁷

I

Das 12. Jahrhundert: Kulturrevolution im Mittelalter

»Ein großer Hunger ist über die Erde gekommen.«¹

Bernhard von Clairvaux

2 Elendszüge und Geschäftsgeist

Im Sterbemonat der Äbtissin Hildegard, September 1179, notierte ein rheinischer Mönch beklommen in seiner Chronik, was er am Himmel beobachtet hatte: »Der Mond war zur Zeit des Vollmonds in Blut getaucht, sodass er auch einen roten und schrecklichen Glanz ausstrahlte die ganze Nacht.«²

Unsere beruhigenden naturwissenschaftlichen Erklärungen hätte der Klosterschreiber niemals akzeptiert. Zu gut passte das Katastrophenzeichen am Himmel in die Stimmung jenes aufgewühlten zwölften Jahrhunderts, als die Menschen abergläubischer, ängstlicher und – vielleicht – frömmere waren als heute, aber auch sinnlicher, naiver, unkomplizierter. Vital, lebensdurstig, extrem leidenschaftlich in einer für uns unvorstellbaren Weise, taumelten sie von ausgelassener Lust beim Essen, Trinken und Tanzen zu einer düsteren, Gottes Zorn fürchtenden Frömmigkeit. Sie waren barbarisch grausam auf dem Schlachtfeld und am Richtplatz, gleichzeitig aber rührend tierlieb, hilfsbereit und um die zahllosen Kriegskrüppel und Bettelkinder besorgt.

Der mittelalterliche Mensch trug in sich Drama und Komödie, jeder war irgendwie König und Hofnarr zugleich,

Philosoph in finsterem Weltschmerz und Possenreißer voll praller Lebensfreude. Im Gegensatz zu uns gelang es ihm allerdings in der Regel recht gut, die verrückten Extreme in der eigenen Brust zu verbinden. Und geriet jemand doch in eine Identitätskrise, so ließ er sich keinen Termin beim Psychotherapeuten geben, sondern zündete in der Kirche eine Kerze an und bat Gott, seiner armen Seele gnädig zu sein.

Es war eine erregte Umbruchszeit voller Angst und Hoffnung, in die Hildegard hineingeboren wurde. Als sie zur Welt kam, 1098, belagerte ein Kreuzfahrerheer das kleinasiatische Antiochia. Die mit vierhundertfünfzig Türmen befestigte Stadt fiel erst nach acht Monaten, und die Truppen richteten ein Blutbad unter den Muslimen an. Papst Urban II. hatte die Kreuzritter mit der Parole »Die Hunde sind ins Heiligtum gekommen!«³ zur Befreiung der heiligen Stätten angefeuert. Ein Jahr später eroberten die Kreuzfahrer Jerusalem. Bis zu den Knöcheln seien die Christen im Blut ihrer Gegner gewatet, erinnert sich ein Chronist. »Dann kamen sie alle voll Begeisterung und vor lauter Freude weinend am Grab unseres Heilandes Jesus zusammen; sie beteten es an und weihten Ihm ihr Leben.«⁴ Außer solchen Erinnerungen brachten die frommen Abenteurer das Zuckerrohr und die Lepra mit nach Hause.

Als Hildegard starb, 1179, hatte das III. Laterankonzil in Rom gerade detaillierte Regelungen für den »Gottesfrieden« erlassen, der Fehde und Krieg an bestimmten Tagen verbot und die Straßen für Bauern und Pilger sicherer machen sollte. Das Konzil ermunterte aber auch zum Kampf gegen Irrgläubige, untersagte der waldensischen Armutsbewegung das Predigen – nachdem man ihre Vertreter in einem spitzfindigen theologischen Verhör gedemütigt hatte⁵ –, verdamnte den Wucher und forcierte die Aussätzigen-Fürsorge. Unter den dreihundert teilnehmenden Bischöfen aus Frank-

reich, Burgund, Deutschland, England, Spanien, Dänemark, Ungarn, ja sogar den Kreuzfahrerstaaten waren etliche Briefpartner Hildegards.

1098 und 1179 – für mittelalterliche Verhältnisse ist das ein ungewöhnlich langes Leben. In dieser Spanne liegen die ersten Zunftbildungen in Deutschland, der englische Bürgerkrieg um das Normannenerbe, ein neuer Aufschwung des französischen Königtums, die Ansiedlung von Kolonisten in Ostdeutschland, die immer neuen Romzüge deutscher Kaiser, die tragische Liebesgeschichte zwischen dem Pariser Theologen Abaelard und seiner Schülerin Héloïse, die Blüte der Troubadour-Dichtung, die das höfische Leben und die Erotik idealisiert, die konfliktgeladenen Epen des Chrétien de Troyes, die um die Probleme von Ehre und Treue kreisen, der Übergang von den erdverhafteten romanischen Gottesburgen mit ihrem schwerfälligen Mauerwerk und ihren schmalen Fenstern zur lichtdurchfluteten, aufwärtsstrebenden Himmelsstadt der Gotik: zierliche Strebepfeiler, luftige Spitzbögen, formenreiches, filigranes Maßwerk, großzügige Fenster mit farbigen Scheiben.

Als Hildegard geboren wird, baut man noch am wuchtigen Querhaus der Abtei Maria Laach – klassische Romanik – und an den prächtigen Gratgewölben der Kathedrale von Vézelay. Als sie stirbt, haben die Arbeiten an den Domen von Laon, Worms, Lübeck und Braunschweig begonnen, entsteht der Neubau in Canterbury und das Wunder von Notre Dame in Paris. Bleibende Dokumente religiöser Leidenschaft – und einer verwegenen Freude am wirtschaftlichen Risiko. Denn wenn auch Scharen frommer Menschen Monate und Jahre hindurch um Gotteslohn auf den Baustellen schufteten: Gigantische Mengen von Steinen, Gerüstholz, Werkzeuge und Hebekrane, Glashütten und Zugvieh mussten bezahlt werden.

Die alte Reichsherrlichkeit war zu Hildegards Zeiten längst im Bröckeln begriffen. Der Kaiser in all seinem Glanz gebot über keinen straff organisierten Staat, sondern über einen wenig stabilen Bund von Territorialfürsten, die ihre Eigeninteressen verfochten. Entsprechend stark fühlte sich, trotz aller politischen Wechselfälle, der Papst in Rom, der immer deutlicher zum eigentlichen Führer der abendländischen Christenheit und zum Garanten ihrer Einheit wurde. »Wer aber hat die Deutschen zu Richtern über die Völker bestellt?«⁶, fragte der romtreue Philosoph Johann von Salisbury mit einem boshaften Blick auf die europäischen Machtgelüste Friedrich Barbarossas. »Wer hat diesem dummen, gewalttätigen Volk Vollmacht gegeben, nach Willkür seiner Fürsten Gewalt über das Haupt aller Menschen auszuüben?«

Im 11. und 12. Jahrhundert wurde jenes Europa geboren, das uns immer noch prägt, ob wir nun darin eine kostbare Idee sehen oder eine lästige Hypothek. Historiker haben diese Zeit des Aufbruchs und der Öffnung nach einer langen in sich ruhenden, fast noch archaischen Epoche mit der Entwicklung der Moderne nach 1750, ja mit der industriellen Revolution verglichen.⁷

Im Zuge eines gewaltigen Bevölkerungswachstums – in der Region um Mosel und Rhein hat sich die Einwohnerschaft vom 11. Jahrhundert bis zum Massensterben im Pestjahr 1349 um das Zehnfache vermehrt – blühten die Städte zu Wirtschaftszentren auf, gewann ein selbstbewusstes Bürgertum politischen Einfluss, emanzipierte sich das Gemeinwesen von der kirchlichen Herrschaft. 1115 hoben die über ihren korrupten Bischof erbosten Bürger von Laon sogar die erste »Commune« der Geschichte aus der Taufe, erschlugen den Oberhirten, der sich in einem Fass versteckt hatte, zündeten die Kathedrale an und stürmten dann die Wohnburgen des Adels.

Normalerweise vollzog sich der Aufstieg des Bürgertums aber durchaus friedlich, auf dem Weg über Handelsgeschick und Wirtschaftsmacht. Vor allem in Flandern und am Rhein begann sich ein kapitalistischer Geist zu regen. Handwerker und Kaufleute nutzten die wiedergewonnene westliche Herrschaft über das Mittelmeer, um einen schwunghaften Fernhandel aufzuziehen, Kapital anzuhäufen, im großen Stil zu produzieren. Auf den internationalen Jahrmärkten trafen sich Geschäftsleute aus den Niederlanden und der Provence, vom Rhein und aus Nordafrika.

Doch wie fast immer in der Geschichte profitierte von dieser wirtschaftlichen Blüte in erster Linie eine Minderheit. Das elende Hungerleben leibeigener Bauern und miserabel bezahlter Tagelöhner bildete einen bedrückenden Kontrast zu den Schlemmereien der Großgrundbesitzer und zur kultivierten Prachtentfaltung der städtischen Oberschicht. »Sie sind es, welche die anderen am Leben halten, die sie ernähren und ihren Fortbestand sichern«⁸, bescheinigt der französische Sänger und Schriftsteller Benoit de Saint-More im 12. Jahrhundert den abhängigen Bauern. »Und sie selbst sind den größten Qualen ausgesetzt. Sie ertragen Schneefälle, Regengüsse und Unwetter und öffnen die Erde mit ihren Händen. Sie führen ein hartes, elendes Bettlerleben. Und doch weiß ich wirklich nicht, wie die anderen ohne diese Menschen weiterleben sollten.«

Die Grundherren erwarteten von ihrem lebendigen Besitz nicht nur ständige Arbeitsleistungen und eine Unmenge Abgaben und Pachtzinsen, sondern auch die Erstlinge des Viehs, der Feldfrüchte und – zumindest in der Hochzeitsnacht – die delikaten Dienste schöner Bauerntöchter. Solche Leibeigene mussten immer damit rechnen, dass ihnen eine rücksichtslose Jagdgesellschaft die Felder zertrampelte oder ein Rollkommando von der nächstliegenden

den Burg das Vieh wegholte und die armselige Hütte anzündete.

Vertriebene Bauern vergrößerten das Heer der Verelendeten und Entwurzelten, die über die mittelalterlichen Straßen zogen: arbeitslose Handwerker, verarmte Ritter, entlassene Soldaten, entlaufene Mönche, Prostituierte und Vagabunden, Aussätziges und Krüppel, nicht zuletzt nachgeborene Söhne des Adels, die bei der Erbteilung leer ausgegangen waren. Im Kloster Cluny speiste man manches Jahr bis zu siebzehntausend solcher Habenichtse. »Auf einen Bauern kommen hundert Arme«⁹, stellte ein französischer Romanautor fest, nachdem in Hildegards Jahrhundert eine ganze Serie verheerender Hungersnöte die Menschen beunruhigt und zur Bildung zahlloser Bettlerbanden geführt hatte.

Es war eine wilde, von Gewalttat und Faustrecht bestimmte Zeit: drangvolle Enge in den düsteren Wohnungen, katastrophale hygienische Verhältnisse, schlechte medizinische Versorgung; Licht und Heizmaterial waren sogar auf den Burgen der großen Herren knapp; wenig Rechtsschutz für die Kleinen, Rohheit und Brutalität bis hinein in das intime Zusammenleben, die Frauen kaum mehr als Sexualobjekte und billige Arbeitskräfte für Haus und Hof. Als ein Jahrhundert später in Beauvais die Männer gesetzlich verpflichtet wurden, ihre Ehefrauen »nur mit Maß und Ziel«¹⁰ zu prügeln, bedeutete das schon einen gewaltigen Fortschritt.

3 Sehnsucht nach dem Bruder Jesus

Und doch war diese dumpfe, triebhafte, aggressive Welt des 12. Jahrhunderts zu einem der strahlendsten geistigen und gesellschaftlichen Aufbrüche fähig, den die Menschheitsgeschichte kennt. In einer wahren Kulturrevolution, zu

deren Zentren das Land am Rhein – Hildegards Lebensraum – gehörte, wurden die tradierten Überzeugungen und Selbstverständlichkeiten und das ganze so bewundernswert durchorganisierte Gesellschafts- und Denkgefüge des Mittelalters zum ersten Mal auf breiter Front infrage gestellt.¹¹

Die gesellschaftliche Entwicklung hatte das sakrale Königtum mit seinen weltumspannenden Ansprüchen längst entzaubert, jetzt kamen auch noch die Theologen und begründeten überzeugend, warum der oberste Regent des Reiches trotz der Salbung mit heiligem Öl doch bloß ein einfacher Laie bleibe.¹² Die Vaganten sangen es respektlos durch die Straßen, dass es richtigen Adel nur durch persönliches Verdienst, nicht durch den glücklichen Zufall der Geburt gebe. Die gesellschaftlichen Schichten begannen durchlässig zu werden, immer mehr Abhängige stiegen zu Verwaltern, Aufsehern, Ordnungsbeamten, Händlern auf, machten sich als Dienstmännern unentbehrlich.

Es ist zu einfach, für die geistige Ruhelosigkeit der Zeit und für die Öffnung der Gesellschaft lediglich die Erfahrungen der Kreuzzüge verantwortlich zu machen.¹³ Gewiss hatten die Siege in Kleinasien die Handelswege enorm erweitert, das Wachsen der Städte ermöglicht, die Geldwirtschaft gefördert, die Nachfrage nach Lebensmitteln, die Mobilität des Grundbesitzes, die neuen bürgerlichen Freiheiten in den Städten. Aber der erweiterte Bewusstseinshorizont, das kritische Hinterfragen der eigenen, abendländischen Mentalität, die Wiederentdeckung der antiken Kultur, das alles geht wohl weniger auf die kriegerischen Kontakte mit den Muselmanen zurück als auf die stille, beharrliche Vermittlertätigkeit Siziliens und Spaniens. Hier war die Drehscheibe, über die Schießpulver und Kompass, Badekultur und Glasveredelung und jede Menge arabischer Fremdwörter Eingang in die europäische Alltagswelt fanden.

Auf welchem Weg auch immer, jedenfalls strömte immer mehr neuartiges wissenschaftliches Material in das Abendland. Die Begegnung mit der Spätantike bereitete sich vor. Die schöpferische Verarbeitung des Traditionsstoffes, seine fruchtbare Anwendung auf neue Fragen löste die ehrfürchtig-wortgetreue Weitergabe ab. Vernunftgeleitete Reflexion trat neben meditative Erfahrung, der eigene Verstand eroberte sich seinen Platz anstelle des bloßen Vertrauens auf die Autorität – die Anfänge der Scholastik.

Anselm von Canterbury, Adelspross aus Italien, Benediktinermönch in Frankreich und schließlich Erzbischof in England, hat in einer unübertrefflichen Mischung aus demütigem Gebet und selbstbewusstem Forscheranspruch formuliert, was diese Theologen umtrieb: »Ich versuche nicht, Herr, Deine Höhe zu durchdringen, denn auf keine Weise stelle ich ihr meinen Verstand gleich; aber mich verlangt, Deine Wahrheit einigermaßen einzusehen, die mein Herz glaubt und liebt. Ich suche ja auch nicht einzusehen, um zu glauben, sondern ich glaube, um einzusehen. Denn auch das glaube ich: Wenn ich nicht glaube, werde ich nicht einsehen.«¹⁴ Kein Christ, so Anselm weiter, sollte prinzipiell in Zweifel ziehen, was die Kirche glaubt. Aber indem er seinen Glauben liebt, »kann er so viel wie möglich nach dem Grund dafür fragen, dass es so ist«¹⁵.

Jetzt begann man praktische Folgerungen aus der Überzeugung Augustins zu ziehen, alle Wahrheit habe an Gott teil. Das Vertrauen in die eigene Vernunft wuchs – hatte Gott sie nicht geschaffen, um dem Menschen Einsicht in seine Geheimnisse zu geben? Wenige mochten freilich so weit gehen wie der häresieverdächtige Petrus Abaelard, gefeierter Lehrer der Dialektik in Paris, der verkündete, es sei nichts zu glauben, was nicht zuvor verstanden worden sei. Bernhard von Clairvaux, der glühende Traditionalist, der